

Mal über den Wolken, mal ganz auf dem Boden

Der Schweizer Maler Willi Keller erdet sich in der Abgeschlossenheit seines Anwesens, das er eigenhändig umgebaut hat



Ein Riesenhaus mit Patina, ein wildes Gartenparadies und Bilder, die jenseits der äußeren Realität Traumwelten eröffnen. Das ist die Welt von Willi Keller. Vor rund 25 Jahren kaufte er in einem Dorf bei St. Gallen eine alte Liegenschaft, die er im Alleingang renoviert und umgebaut hat – ein Mammut-Projekt mit „open end“, das seiner Kunst Flügel verleiht.

Wie er da steht unterm Blätter-Torbogen zu seinem Anwesen – zierlich, rosa Sweatshirt, Schlabberhose, fröhliche Locken rund ums Gesicht, auf der Nase eine Brille, wie man sie in den 60er Jahren trug – man sieht ihm nicht an, was man über ihn weiß: Der Mann ist ein Multitalent. Willi Keller, Jahrgang 44, Universalhandwerker, autodidaktischer Architekt, Gärtner, Lebenskünstler, Weltbetrachter, vor allem aber Kunstmaler,

hat sich in der kleinen Gemeinde Marbach bei St. Gallen eine ganz eigene Welt eingerichtet, die ihn nahezu unabhängig von Fremdbestimmung und Fremdeinflüssen macht. Kenner loben seine Bilder in höchsten Tönen und sein Gesamtwerk hat man vor ein paar Jahren mit dem „Anerkennungspreis der Arbeitsgemeinschaft Rheintal-Werdenberg“ gewürdigt. Keller reagiert darauf gelassen und meint bescheiden: „Du bekommst eine Bega-



bung geschenkt. Dafür kannst du nichts. Also, warum soll ich mir darauf etwas einbilden?“ Und: „Wenn Du anfängst, dann ergibt sich das meiste von selber.“ Das Anwesen des gelernten Psychiatriepflegers, der eigentlich Grafiker werden wollte und schließlich auf einem ganz anderen Lebensweg landete, zeigt, was er damit meint. Anfang der 80er Jahre hat er es in einem Dorf im Rheintal entdeckt. In Marbach bei St. Gallen. Ein alter Bauernhof, ein Appenzeller Doppelhaus, an die dreihundert Jahre alt, mitten in einem wild wuchernden Garten. Der desolate Zustand störte ihn nicht. Im Gegenteil. Er kaufte, krepelte die Ärmel hoch und renovierte im Alleingang nach und nach zwei Häuser und einen Stall. Mit dem Hauptkomplex, einem Doppelhaus, fing er an, und zwar mit der älteren Hälfte. Er entkernte das hinfällige Gebäude und machte alles, was sein musste, neu. Für mehr Raumhöhe legte er die Böden tiefer, er baute Treppen, deckte das Dach um, hobelte, sägte und leimte. Fenster, Türen, die Stöcke dazu, Einbauschränke

Beschränkung auf das Wesentliche: Meditative Stille ist das beherrschende Element in Willi Kellers Wohnrefugium. Sparsame Möblierung, ein paar Bilder an der Wand und ein traumhafter Blick auf die Landschaft – darauf kam es ihm an.





und Holzpaneele – es gibt hier nichts, was er nicht selbst gemacht hätte. Er strich Wände und flieste und veredelte die alte Substanz zu einem Schmuckstück mit dem Charme von damals. Von außen merkt man so gut wie nichts vom gigantischen Wandel im Innern. Denn für die Fassade mit den wettergegerbten Schindeln kam ein Facelifting nicht infrage. Eine Ausnahme macht lediglich der Eingang im Hauptkomplex, der sich wohlproportioniert in das Gesamtbild einfügt. In diesem Trakt residiert seit ein paar Jahren Kellers Lebensgefährtin, die Journalistin und Buchautorin Jolanda Spirig, die von ihrem Refugium sagt: „Ich habe mich hier vom ersten Tag an wohl gefühlt.“

Er selbst wohnt und arbeitet in der ehemaligen Scheune mit Stall. Die Wohnung liegt im Erdgeschoss dieses Gebäudes, das abbruchreif war. Küche, Bad, eine Ecke zum Schlafen, zum Wohnen. Es ist alles da, was man braucht. Aber Willi Keller beschränkt sich aufs Wesentliche. Im Wohnraum ein Biedermeier-Tisch mit Stühlen, ein Bett, ein Regal, Bilder. Das Wichtigste war ihm hier die Glasfront zum Garten mit Blick auf das Dorf und die Berge. Getreu seiner Maxime, zu retten, was zu retten ist, hat er sich auch in diesem arg maroden Teil dem Bestehenden untergeordnet. Er renovierte wieder alles von innen heraus, ohne dass die heilenden Eingriffe sichtbar sind.

Sein architektonischer Dreh: Die technische Infrastruktur berechnete er stets ab einem festgelegten Niveaupunkt. Von seinem Atelier im ersten Stock schweift der Blick über das Rheintal. Ein lichtdurchfluteter Raum, bei dem sofort der Specksteinofen ins Auge sticht, wieder so eine Spezialität von Willi Keller. Er hat ihn in akribischer Feinarbeit entworfen, genauestens vermessen und nach dem Zuschneiden der Einzelteile in einem Fachbetrieb selbst aufgestellt und in Betrieb genommen. Und dann verraten die Bücher in den Regalen das Geheimnis des Autodidakten. Er hat sich sein Wissen angelesen, vor allem aus Unterrichtsmaterial für Schüler in Handwerksberufen.



Im Anwesen von Willi Keller gibt es nichts, was er nicht selbst gemacht hat. Dächer, Fenster, Türen, Wände, Böden, Stuben, Küchen, Bäder – alles stammt aus seiner Hand. Sogar der Specksteinofen in seinem Atelier und der Tabak für seine Pfeife sind Marke Eigenbau.





Die Galerie, in der er seine Bilder ausstellt, ist der vorläufig letzte große Umbau, den er sich vorgenommen hat. Die Küche im vermieteten Trakt daneben gehörte zu den ersten großen Maßnahmen, die er samt und sonders alleine gestemmt hat.

Er lernte gründlich und kann heute so gut wie alles - Schreiner, Maurer, Maler, Ofenbauer, Fliesenleger, Zimmermann, Installateur, Elektriker. Er ist ein handwerkliches Universalgenie, das von sich sagen kann: „Alle Installationen sind bei den obligatorischen Kontrollen fehlerfrei durchgekommen.“

Die vorläufig letzte Großbaustelle war der zweite Teil vom Doppelhaus. Über der Werkstatt im Erdgeschoss entstand seine Galerie. Weiße Wände, Holzriemenboden, Bilder, die in diesem schlichten Umfeld besonders gut zur Geltung kommen. Hier empfängt er Kunden und Freunde, hier zeigt er seine Sicht der Welt. Keine Geschichten wie in seinen in Tusche, Kohle, Bleistift gezeichneten Bildern, wie in den Radierungen und Lithografien aus den Siebzigerjahren. Keller wendet sich in seinen Gemälden vom Erzählenden ab. Sein Thema ist die Natur. Nur: Er kehrt die Wahrnehmung um. Was er malt, ist zwar deutlich erkennbar, stammt aus dem Bereich des Banalen, Alltäglichen. Auf die Leinwand gebannt, gerät dann aber alles ins Wanken. Denn der Künst-





Kuschelatmosphäre: Lebensgefährtin Jolanda Spirig, hier abgebildet auf einem Plakat, hat sich in ihrer Wohnung vom ersten Tag an wohl gefühlt. In diesen Räumen zum Träumen kommen bei der Journalistin und Buchautorin auch Gedanken gut in Fahrt, noch dazu, wenn es zum „Ausbrüten“ spezielle Sitzgelegenheiten gibt.



ler präsentiert die Dinge nach einer poetischen Logik, nach einer Ordnung, die sie in ein neues Licht setzt und mit neuer Kraft ausstattet. Landschaften, Stillleben, Pflanzen, Tiere, der Himmel, die Wolken – bei seinen Bildern reichen der Blick auf das Reale, das Überprüfen von Identitäten nicht aus. Das Gesehene muss reflektiert, es muss gedacht werden. Mit dieser künstlerischen Haltung steht er den Surrealisten sehr nah. „Seine Dinge“, so hieß es einmal in einer begeisterten Rezension, „haben mit Träumen zu tun, seine Bilder haben in ihrer transparenten, lichtdurchschimmerten Farbigkeit etwas Flüchtliges, nicht genau Fassbares.“ Und: „Es sind entrümpelte, klare und dennoch rätselhafte Bilder, die zur Kontemplation einladen. Und in diesem Zustand entstehen sie vermutlich auch.“ Der Schreiber hat Recht. Ja, sie



entstehen in einem Haus mit Geschichte, dessen Wände brüchig und Fenster offen waren. Mit kalten Böden und durchhängendem Dach, mit riesigen Spinnweben, die sich wie leise geflüsterter Klatsch von Raum zu Raum ausbreiteten bis hinaus in den riesigen Garten, aus dem er sich heute selbst versorgt, mit Salat und Ge-

müse, mit Obst und auch mit Tabak für seine Pfeife, die er in stillen Stunden genießt. Dann, wenn er seine Hände in den Schoß legt, Träume gefangen nimmt und wieder träumt.

Text: Renate Endres, Fotos: Beate Nash
www.willikeller.ch